

DER
BUND
DER WÄCHTER



FEUER ZEICHEN

CARTER ROY

Ravensburger



Ein Griff in fremde Taschen

Ich kippte meinen zerschissenen gelben Rucksack auf dem Sitz neben mir aus.

Zwischen all den Sachen war nichts zu finden, was mir nützen könnte, wenn mich diese Leute doch noch einholten. Ein schweres, gebundenes Mathebuch. Ein Roman mit dem Titel *Fahrenheit 451*, den wir für Englisch lesen mussten. Ein paar Stifte und, ganz unten, dicht zusammengeknüllt, mein oberpeinlicher Turnanzug.

Ich sah auf dem Handy nach, ob Mom mir eine neue SMS geschickt hatte, aber Fehlanzeige. Also machte ich etwas Blödes: Ich wählte die Handynummer meines Vaters.

Ich weiß nicht, was ich mir dabei gedacht habe. Dass Dad rangehen und mir sagen würde, dass das alles gar nicht stimmte? Dass Mom nur ein bisschen verwirrt war und er keineswegs in Schwierigkeiten steckte? Damit ich ihn lachen hörte und er mir versichern konnte, dass alles in bester Ordnung war?

Beim dritten Klingeln nahm jemand ab.

„Evelyn“, sagte ein Mann, der nicht mein Dad war. „Wo bist du gerade?“

Ich legte auf. Gleich darauf begann das Handy in meiner Hand zu summen. Der Kerl rief zurück. Voller Panik schaltete ich das Ding aus und steckte es zusammen mit allen anderen Sachen wieder in den Rucksack. Dann verstaute ich ihn im Gepäcknetz.

In diesem Augenblick sah ich den klapperdürren, etwa achtzehnjährigen Typ, der draußen vor dem Bahnhof mit mir zusammengestoßen war. Er betätigte sich als guter Samariter, indem er zwei weißhaarigen alten Damen mit ihren gewaltigen Koffern behilflich war.

Während ich mich noch fragte, wofür diese Omas wohl so riesige Gepäckstücke brauchten – Strickzeug? Ersatzkatten? Alle warmen Decken dieser Welt? –, beobachtete ich, wie der dürre Typ in die Vordertasche eines Koffers langte, etwas herausholte und in seine Jacke steckte.

Eine Fahrkarte. Er hatte einer der Damen das Ticket gestohlen.

Als die Koffer schließlich verstaute waren, verbeugte sich der dürre Typ. Die alte Frau

bedankte sich und er schlenderte gemütlich weiter in den nächsten Waggon.

Ich zögerte keine Sekunde, sondern ging ihm hinterher. Mom und Dad konnte ich im Moment nicht helfen, aber ich konnte zumindest diesem Dieb das Handwerk legen. Ich würde ihn zwingen, die Fahrkarte zurückzugeben. Und anschließend würde ich dafür sorgen, dass er aus dem Zug geworfen wurde.

Die Glastür zum nächsten Waggon glitt zischend auf und ich ging weiter, sah mir jeden Fahrgast genau an.

Am Ende des nächsten Waggons wäre ich beinahe über ihn gestolpert. Er hatte sich quer auf eine Sitzbank gelegt und die langen Storchenbeine, die in einer schwarzen Jeans steckten, weit von sich gestreckt. Seine abgewetzten Doc Martens ragten in den Gang.

Er lehnte mit dem Rücken am Fenster und kritzelte irgendwas auf einen billigen Spiralblock.

„He, du!“ Ich zeigte mit dem Finger auf ihn. Mehr hatte ich mir noch nicht überlegt.

„Ja, genau, ich“, erwiderte er. Er zog eine Augenbraue hoch und verstaute den Spiralblock in seiner braunen Lederjacke. „Möchtest du wissen, wie viel Uhr es ist?“, fragte er mit leichtem britischen Akzent.

„Ich habe gesehen, wie du dieser Frau die Fahrkarte geklaut hast.“

„Ach, die braucht sie doch gar nicht. Jedenfalls nicht so dringend. Aber soll ich dir mal sagen, wer sie dringend braucht? Ich.“

„Natürlich braucht sie ihre Fahrkarte!“ Oder etwa nicht? „Jedenfalls hat sie sie gekauft.“

„Setz dich doch.“ Er zog die Beine an und deutete auf den freien Platz neben sich. „Ich starr nicht so gerne nach oben. Da kriege ich Nackenkrämpfe.“

Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte, also setzte ich mich neben ihn. Er müffelte ein bisschen, so als hätte er etliche Tage nicht geduscht.

„Das sage ich dem Schaffner“, drohte ich. „Der schmeißt dich aus dem Zug.“

„Bist du dir sicher, dass du das wirklich willst?“ Er schob sich eine schmutzig blonde Haarsträhne hinters Ohr und kratzte sich die Bartstoppeln am Kinn. „Sieh mal, was ist denn schon dabei? Niemand macht einer alten Dame die Hölle heiß, bloß weil sie ihr Ticket verloren hat. So fies ist keiner. Der Schaffner wird glauben, dass sie es verlegt hat, und sie weiterfahren lassen. Dafür habe ich ihr mit dem Gepäck geholfen ...“

„Die Fahrscheine, bitte.“

Ich hatte den Schaffner nicht einmal bemerkt. Wortlos reichte ich ihm meine Fahrkarte. Er stempelte sie ab und gab sie mir wieder.

„Wie weit ist es noch bis Washington?“, erkundigte sich der Taschendieb und hielt ihm sein Ticket hin – oder vielmehr das Ticket der alten Dame.

„Noch knapp drei Stunden. Jedenfalls genügend Zeit für zwei Jungs wie euch, sich noch eine Menge Ärger einzuhandeln.“ Das Lächeln des Schaffners unter dem buschigen grauen

Schnurrbart wirkte freundlich. „Also seht zu, dass das nicht passiert.“

„Ja, Sir“, erwiderte der Dieb.

Der Schaffner ging weiter.

„Jetzt bin ich auch noch der Komplize bei einer Straftat geworden“, murmelte ich. Wenn Mom mir nicht genau sagte, was ich zu tun und was ich zu lassen hatte, war ich zu nichts nütze. Kein Wunder, dass sie mich am Bahnhof abgesetzt hatte.

„Mach dir keine Gedanken“, sagte der Dieb. „Mir geht’s gut, dir geht’s gut und den alten Schachteln passiert garantiert auch nichts Schlimmes. Das nennt man: Überleben des Schnellsten.“

„Des Stärksten“, erwiderte ich. „So lautet der Spruch.“

„Du hast noch viel zu lernen, Evelyn Ronan Strongheart.“ Der Dieb streckte mir seine schmutzige Hand entgegen. „Jack Dawkins, zu deinen Diensten.“

Mein Herz wummerte. Was hatte Mom nicht alles getan, um mich in Sicherheit zu bringen? Und jetzt war ich so dämlich, mich ausgerechnet neben diesen ...

„Du brauchst nicht gleich so blass um die Nase zu werden“, fuhr Dawkins fort. „Du hast mich doch noch gar nicht gefragt, wie spät es ist – wie es vereinbart war. Ich sag’s dir: zwölf Minuten vor Mitternacht.“

Ich sackte auf meinem Sitz zusammen. „Wieso hast du das nicht gleich gesagt, draußen vor dem Bahnhof?“

„Weil ich nicht wusste, wie die Lage im Bahnhof war.“ Er zuckte mit den Schultern und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Irgendwie ergibt das alles keinen Sinn. Warum sind sie ausgerechnet hinter dir her? Das ist doch merkwürdig ...“

„Hinter mir?“

„Ja, aber keine Angst. Wenn sie dich auf dem Bahnhof geschnappt hätten, wäre ich dazwischengegangen, um dich zu retten.“ Er lächelte mich strahlend an und ich merkte, dass ich zurücklächelte.

„Auf der Toilette hätten sie mich fast erwischt.“

„Was du nicht sagst!“ Er lachte. „Und wer, glaubst du, hat nach dem Sicherheitsdienst gerufen? Wenn du mir die Bemerkung gestattest: sehr clever von dir, aus dem Fenster zu springen. Keine Ahnung, wie du das geschafft hast, aber es hat diesen Haufen ganz schön in Panik versetzt.“

„Danke.“ Zum ersten Mal an diesem Tag war ich ein kleines bisschen stolz auf mich.

Da ertönte ein lautes Grollen. Es klang wie ein Tier, das unter dem Sitz lag und knurrte.

Ich klammerte mich an die Sitzlehne. „Was war das?“

„Mein Magen. So teilt er mir mit, dass er Hunger hat.“ Dawkins stand auf und scheuchte mich vom Platz. „Komm mit. In diesem lausigen Gefährt muss es doch irgendwo ein Café oder so was geben.“

Während er mir voraus den Gang entlanglief, ruckelte der Zug. Obwohl es nur ein leichtes Wackeln war, stolperte Dawkins mitten in eine Familie. Er fiel direkt auf den Vater, der Dawkins anschließend behilflich war, wieder auf die Beine zu kommen.

„Entschuldigung!“, sagte Dawkins und strich das Jackett des Mannes wieder glatt.

Am Ende des Waggons drehte Dawkins die Hand um und brachte einen schlanken schwarzen Geldbeutel zum Vorschein, den er aus dem Jackett des Mannes gefischt hatte. Er holte ein Bündel Zwanziger heraus, warf das leere Portmonee in den Müll und sagte: „Vorwärts! Ich fühle eine Leere in mir, die größer ist als alle Hotdogs dieser Welt.“

Wenige Minuten später hatte Dawkins sich einen, wie er es nannte, *Snack* bestellt: acht Hotdogs, acht Hamburger, fünf Schokoriegel, zwei Riesenteller mit pampigen Nachos, ein paar Chipstüten und sechs Dosen Diät-Limo.

„Ich muss auf mein Gewicht achten“, sagte er augenzwinkernd.

Der Speisewagen war mit blauen Vinyl-Sitzbänken und weißen Resopal-Tischen möbliert. In der Mitte befand sich eine kleine Bar. Hinter der Theke stand eine ältere Frau mit blond gefärbten Haaren und einem Namensschild. Sie hieß Brenda.

„Das alles ist allein für dich?“, fragte sie. „Dann brauchst du ein größeres Tablett!“

Sie holte ein türkisfarbenes Kunststoff-Tablett aus dem Schrank und Dawkins packte sein Essen darauf. Dann setzte er sich an den erstbesten Tisch und ich schlüpfte auf die Sitzbank ihm gegenüber.

„Sag mal, wer sind diese Wächter des Lichts eigentlich?“, fragte ich ihn. „Und was waren das für Leute auf dem Bahnhof?“

„Alles zu seiner Zeit.“ Dawkins breitete eine Serviette aus und steckte sie sich in den Kragen des T-Shirts. Er war gar nicht so jung, wie ich zuerst gedacht hatte. Er sah zwar aus wie ein Schüler am Ende der Highschool, aber seine Augen wirkten irgendwie alt. „Als Wächter des Lichts sollte man zusehen, möglichst schnell zu essen, bevor irgendein Bösewicht versucht, einem sein Messer in den Leib zu rammen.“

Dawkins knickte seine Hotdogs zusammen und stopfte sie sich komplett in den Mund. Er kaute einen Moment lang wie wild darauf herum, trank einen Schluck Limo und schluckte alles deutlich hörbar hinunter.

Den letzten Hotdog schob er mir hin. „Du solltest auch etwas essen.“

Ich schüttelte den Kopf. Mir war leicht übel.

„Deine Sache, alter Freund.“ Er lehnte sich zurück, legte die Hände auf den Bauch und rülpste. „Also gut. Um begreifen zu können, wer die Wächter des Lichts sind, musst du erst einmal verstehen, wen sie beschützen. Unter den rund sieben Milliarden Bewohnern dieses Planeten gibt es genau sechsunddreißig Menschen, die besser sind als alle anderen zusammen. Wir nennen sie die Reinen. Die Reinen sind durch und durch gut – so gut, dass

sie die Sünden der anderen 6999999964 Menschen wettmachen.“

Dawkins fuhr sich mit der Zunge über die Zähne. Anscheinend hatte sich dort etwas festgesetzt.

„Es sind aber keine Gutmenschen, denen die Nächstenliebe aus jeder Pore trieft“, fuhr er fort. „Man könnte vielleicht sagen, dass sie eine Art ... Reinheit des Geistes verströmen.“

„Verstehe“, sagte ich. „Irgendwo auf dieser Erde gibt's sechsendreißig wundervolle Menschen.“

Er nickte. „Ja, aber sie sind nicht einfach irgendwo zusammengepfercht wie eine Klasse mit lauter Einser-Schülern. Sie sind über den ganzen Planeten verteilt. Wie Diamanten in einem Laster voller Glasmurmeln.“ Lautstark schlürfte er an seiner Limo. „Bis jetzt alles klar?“

„Sechsendreißig Diamanten in einem Haufen Glasmurmeln.“ Kurz lauschte ich dem Rattern der Waggonräder auf den Gleisen. „Aber was hat das mit der Entführung meines Dads zu tun? Oder damit, dass meine Mom so ...“ Tja, wie war sie eigentlich? Knallhart? Unerbittlich?

„Dazu komme ich gleich noch.“ Er riss eine Chipstüte auf und kippte sich die Hälfte davon in den Rachen. Kauend sprach er weiter. „Die sechsendreißig Reinen tauchen in vielen mystischen Schriften auf. Sie werden auch die *Rechtschaffenen* oder die *Tzadikim Nistarim* genannt. In einem aber sind sich die Quellen einig: Die Reinen sind der einzige Grund, weshalb Gott noch keinen Schlusstrich gezogen und die Geschichte der Erde zurück auf Anfang gesetzt hat.“

Dawkins schluckte, bevor er sich mit der Serviette den Mund abwischte. „Zur Sintflut kam es, weil zu wenige der Reinen auf der Welt waren. Jedes Mal wenn einer von ihnen stirbt, muss die ganze Welt leiden.“

„Du glaubst also, dass Gott die ganze Welt zerstört, wenn diese sechsendreißig Leute nicht mehr da sind?“ Vielleicht war Mom ja nicht verrückt, aber dieser Typ hier war eindeutig ballaballa.

„Das ist wie bei den Speichen eines Fahrrads. Wenn eine reißt, behält das Rad trotzdem seine Form, stimmt's? Wenn du drei Stück rausnimmst, kriegt es eine ziemliche Delle. Bei sieben fehlenden Speichen hast du dann eine richtig große Delle. Irgendwann knickt das Rad einfach ein. Dafür brauchst du nicht einmal alle Speichen zu entfernen. Der Dreißigjährige Krieg brach aus, weil fünf von ihnen entdeckt und ermordet wurden. Das finstere Mittelalter? Die Welt versank jahrhundertlang in Elend, Unwissenheit und Seuchen, weil acht Reine ins Gras gebissen hatten.“

„Aber diese sechsendreißig Menschen müssen doch sowieso irgendwann sterben“, wandte ich ein. „Niemand lebt ewig.“

„Das glaubst *du*“, erwiderte Dawkins mit schiefem Grinsen. „Der natürliche Tod ist